

Zeitschrift: Bulletin / Vereinigung der Schweizerischen Hochschuldozierenden = Association Suisse des Enseignant-e-s d'Université

Herausgeber: Vereinigung der Schweizerischen Hochschuldozierenden

Band: 39 (2013)

Heft: 3-4

Artikel: Emotionalität und Orientierungswissen im Beruf des Wissenschaftlers : was heute anders ist als zu den Zeiten Max Webers

Autor: Seele, Peter / Beck, Nikolaus

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-893728>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 19.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Emotionalität und Orientierungswissen im Beruf des Wissenschaftlers – was heute anders ist als zu den Zeiten Max Webers

Nikolaus Beck* und Peter Seele**

Wenn man Wissenschaftler fragt, warum sie Wissenschaftler wurden und keinen anderen Beruf ergriffen haben, dann wird in den Antworten häufig etwas von der Lust, etwas Neues zu entdecken, von der tiefen Befriedigung die man bei der Lösung von Problemen empfindet, oder von der Faszination des Erkenntnisgewinns zu hören sein. Vielleicht kann der Befragte gar keine konkrete Antwort geben, aber von der Begeisterung für das wissenschaftliche Arbeiten wird sicherlich in der einen oder anderen Art die Rede sein. Nun, das ist zunächst nicht sonderlich verwunderlich. Die Bekundung der Begeisterung für den jeweils gewählten Beruf ist etwas, was man mehr oder weniger von allen Berufstätigen, die einen gewissen Grad an Ausbildung genossen haben, erwartet. Ob Erzieherin, Lehrer oder Kfz-Mechaniker – von allen erwarten oder erhoffen wir zumindest, dass sie zu ihrem Beruf nicht widerwillig oder zufällig gefunden, sondern ihn bewusst gewählt haben und er sie mit Freude erfüllt. Dennoch – es gibt einen gewissen Unterschied zwischen der Freude an der Ausübung eines «normalen» Berufs und der Begeisterung für die Wissenschaft, der diese Begeisterung zu etwas Besonderem, in den Augen vieler Menschen sogar zu etwas ziemlich Seltsamen macht. Dieser Unterschied hat zunächst einmal – und ganz natürlich – etwas mit der spezifischen Tätigkeit des Wissenschaftlers zu tun. Wissenschaftler definieren sich selbst ganz wesentlich über ihre Forschungstätigkeit – und Forschung ist etwas, was den meisten anderen Berufen einfach fehlt. Lehrer müssen sich an Lehrpläne halten, Erzieherinnen handeln bei der Betreuung und Förderung von Kindern nach den Regeln und Leitsätzen, die sie in ihrer Ausbildung vermittelt bekommen haben, und Kfz-Mechaniker müssen sich bei der Reparatur von Automobilen nach der Konstruktion des Fahrzeugs richten und wenden dabei ebenfalls ihre erlernten Kenntnisse an. Sicherlich, in jedem Beruf gibt es die Möglichkeit und oftmals auch die Notwendigkeit zu improvisieren, eigene Ideen einzubringen und hiermit wenigstens zu einem gewissen Grad innovativ tätig zu werden. Doch allein Wissenschaftler sind dazu *verpflichtet*, neues Wissen zu produzieren. Daher kommt ja auch ihre Berufsbezeichnung. Dies ist natürlich nicht nur an Universitäten oder sonstigen öffentlichen Forschungseinrichtungen so, sondern ebenso in Forschungsabteilungen von Unternehmen oder privaten Forschungsinstituten. Und in der Tat: es klingt doch unmittelbar äusserst reiz-

voll, etwas Neuartiges, bisher Unbekanntes zu entdecken und die Welt darauf aufmerksam zu machen. Forscher werden in Spielfilmen sehr häufig als geniale Erfinder gezeichnet, die zwar einigermassen oder sogar extrem schrullig sind, aber eben auch bahnbrechende Dinge entwickeln, die das Potential haben, unser Leben in Windeseile grundlegend zu ändern. Hierfür Begeisterung zu empfinden, erscheint nun wirklich als nichts Aussergewöhnliches. Eigentlich sollte sich von so einem Beruf doch so ziemlich jeder angezogen fühlen, vorausgesetzt er bringt die notwendige Genialität (und Schrulligkeit) dafür mit. Das Besondere an der Begeisterung für die Wissenschaft ist aber, dass der Wissenszuwachs, den ein einzelner Wissenschaftler leistet oder zu leisten im Stande ist, in den allermeisten Fällen wirklich nur minimal ist, von der Öffentlichkeit überhaupt nicht wahrgenommen wird und selbst innerhalb der eigenen, hochspezialisierten «scientific community» oft nur von einer Handvoll Kollegen beachtet, geschätzt,

* Universität der italienischen Schweiz, Via Buffi 13, 6904 Lugano.

E-mail: nikolaus.beck@usi.ch

<http://www.eco.usi.ch/en/personal-info?id=1446>



Nikolaus Beck, Dr. rer. pol., ist ausserordentlicher Professor für Organisation an der wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät der Universität Lugano. Studium der Soziologie, Politologie und Philosophie an den Universitäten Erlangen-Nürnberg und Aberdeen. Magister Artium 1994 an der Universität Erlangen-Nürnberg. Promotion 2000 an der Universität Mannheim in Wirtschaftswissenschaften, Habilitation 2007 an der Universität Erfurt (Venia Legendi für Betriebswirtschaftslehre). 2006-2007 Professor für Qualitätsmanagement an der Akademie für Mode und Design in Hamburg. Best Paper Award 2006 des Verbandes der Hochschullehrer für Betriebswirtschaft. Forschungsprojekte und Publikationen zu: Organisationales Lernen, organisationaler Wandel, organisatorische Identitäts- und Authentizitätsforschung, Neo-institutionalismus und Populationsökologie. Mitglied im Vorstand der Vereinigung der Schweizerischen Hochschuldozierenden.

** Universität der italienischen Schweiz, Via Buffi 13, 6904 Lugano.

E-mail: peter.seele@usi.ch

<http://search.usi.ch/people/3008796/Seele-Peter>



Peter Seele hat in Wirtschaftswissenschaften (Witten-Herdecke) und in Philosophie (Düsseldorf) promoviert und arbeitet derzeit als Assistenzprofessor für «Corporate Social Responsibility & Business Ethics» an der Universität der italienischen Schweiz in Lugano. Ferner ist er Gründungsmitglied und Chairman von EBEN-Schweiz, dem Schweizerischen Netzwerk Wirtschaftsethik.

kritisiert oder gelobt wird. Für bahnbrechende technische Erfindungen braucht es das Zusammenspiel von vielen kleinen Forschungsleistungen, für die erst mal die Grundlagen (meist an einer Universität) geschaffen werden müssen und dann sehr häufig in grossen Unternehmen ausgeführt werden. In ganz seltenen Fällen hört man einmal etwas von der Einzelleistung eines Wissenschaftlers, ohne die eine revolutionäre Innovation nicht möglich gewesen wäre, so wie z.B. die Entwicklung des Internets, das durch Pioniere wie Vint Cerf, Bob Kahn und Tim Berners-Lee vorangetrieben wurde. Und natürlich sind wir uns alle der Bedeutung der Entdeckungen von Otto Hahn, Konrad Röntgen, Alexander Fleming, Louis Pasteur oder Robert Koch bewusst. Doch diese Entdeckungen sind grandiose Ausnahmen. Das «Tagesgeschäft» des Wissenschaftlers ist weit weniger spektakulär, was natürlich in noch stärkerem Ausmass für die Geistes- und Sozialwissenschaften gilt. Und dennoch, den Wissenschaftler, so wie ihn sich Max Weber vorstellt, zeichnet gerade etwas aus, was für Nicht-Akademiker oftmals nur schwer nachvollziehbar ist: dass er für eine gelungene wissenschaftliche Leistung Begeisterung entwickeln kann, ja sogar eine tiefe Befriedung zu fühlen im Stande ist, mag diese Leistung auch noch so spezifisch sein und mag sie auch noch so wenig allgemeine Beachtung hervorrufen.

*«Und wer also nicht die Fähigkeit besitzt, sich einmal sozusagen Scheuklappen anzuziehen und sich hinzusteigern in die Vorstellung, dass das Schicksal seiner Seele davon abhängt: ob er diese, gerade diese Konjektur an dieser Stelle dieser Handschrift richtig macht, der bleibe der Wissenschaft nur ja fern. Niemals wird er in sich das durchmachen, was man das <Erlebnis> der Wissenschaft nennen kann. Ohne diesen seltsamen, von jedem Draussenstehenden belächelten Rausch, diese Leidenschaft, dieses: <Jahrtausende mussten vergehen, ehe du ins Leben tratest, und andere Jahrtausende warten schweigend>: – darauf, ob dir diese Konjektur gelingt, hat einer den Beruf zur Wissenschaft **nicht** und tue etwas anderes.» (Wissenschaft als Beruf, Berlin: Duncker & Humblot, 11. Aufl., 2011, 12; Hervorhebung im Original).*

Mit diesem Zitat meint Weber im Übrigen also nicht, dass ein Wissenschaftler diesen Rausch suchen soll. Ganz im Gegenteil: er ist überzeugt davon, dass sich das wahre «Erlebnis der Wissenschaft» eben nur dann einstellt, wenn ein Wissenschaftler ausschliesslich der Sache dient – also völlig unabhängig von einem sich eventuell einstellenden Glücksgefühl in seiner hochspezialisierten Forschungstätigkeit voran geht. Der «Rausch» stellt sich dann von ganz alleine ein, vorausgesetzt es handelt sich beim Forschenden

um eine wirklich zur Wissenschaft berufene Person. Geradezu angewidert scheint Weber von solchen Professoren zu sein, die sich aus Ihrer Tätigkeit eine besondere «Persönlichkeit» basteln und diese dann auch noch stolz zur Schau tragen.

Weber, Vertreter des Postulats, sich im Hörsaal strikt der Fällung von «Werturteilen» zu enthalten, hat selbst starke persönliche Wertungen vertreten. Doch hiervon soll im Folgenden nicht die Rede sein. Vielmehr möchten wir die Aufmerksamkeit zurück auf das «Erlebnis der Wissenschaft» lenken. Wahrscheinlich können sich die meisten Wissenschaftler sehr gut daran erinnern, wann sie zum ersten Mal diese echte Aufregung gespürt haben: Ob ein Experiment gelingt, das man monatelang vorbereitet hat. Ob eine Hypothese in einer statistischen Untersuchung unterstützt wird, nachdem man über Jahre Befragungsdaten gesammelt hat, und diese danach über Wochen aufbereiten musste. Ob man aus dem Werk eines philosophischen Klassikers einen neuen, bisher unbekanntem Aspekt herausdestillieren kann, nachdem man auch noch die letzte handschriftliche Notiz dieses Autors gelesen hat. Und natürlich erinnern wir uns an dieses unvergleichliche Glücksgefühl, wenn uns diese Dinge gelungen sind, und an die grosse Enttäuschung, wenn nicht. Diese tiefen Emotionen treten in den Anfangsjahren eines Wissenschaftlers wahrscheinlich häufiger auf als später. Wie überall im Leben, so wirken sich auch in der Wissenschaft Routine und die Kumulation von Erfahrungen auf die unmittelbare Entwicklung von Affekten aus: Mit der Zeit lernt man die Bedeutung seiner eigenen wissenschaftlichen Leistung realistischer einzuschätzen. Man wird vorsichtiger und sich selbst gegenüber auch skeptischer, wenn einem auf den ersten Blick etwas gelungen ist – man wird sozusagen sein eigener «advocatus diaboli». Umgekehrt verfällt man im Falle des Misslingens auch nicht mehr gleich in Depressionen, da man gelernt hat, wie man eine Forschungsleistung noch «retten» (nicht: verfälschen!) kann, oder sie zumindest als interessant «verkaufen», d.h. publizieren kann. Dieser, im Zeitverlauf eintretende Rückgang der Emotionalität beim wissenschaftlichen Arbeiten muss nichts unbedingt Negatives sein. Im Gegenteil: er kann durchaus der Qualität der Forschungsleistungen dienlich sein.

Während die gerade beschriebene Entwicklung einen gewissen «Alterseffekt» darstellt, also eine Veränderung, die im Lebenslauf einzelner Personen in gleicher oder ähnlicher Art und Weise vonstatten geht, so hat das wissenschaftliche Arbeiten seit den Zeiten Max Webers auch einen bedeutsamen Periodeneffekt erlebt, also eine Entwicklung, die ausserhalb einzelner Personen im Ablauf der Kalenderzeit

stattfindet und die sich (relativ) unabhängig vom Alter einzelner Personen auf deren Leben und «Erleben» auswirkt. Es ist dies die Entwicklung weg von der Emotionalität des Forschens hin zur Emotionalität des Publizierens. Denn wenn wir uns fragen, wann wir zum letzten Mal ein tiefes Glücksgefühl bei unserer Arbeit empfunden haben, so werden nicht wenige von uns sagen: «Als ein Aufsatz von mir von einem A+ Journal akzeptiert wurde». Und in der Tat, eine Forschungsarbeit in einer führenden internationalen Zeitschrift veröffentlichen zu können, ist wahrlich eine Leistung, auf die man stolz sein kann und die einen zurecht glücklich macht! Die Ablehnungsrate in diesen Zeitschriften ist viel höher als in nationalen Journalen oder internationalen Journalen mit niedrigerer Reputation. Die Gutachten der «Reviewer» sind normalerweise wesentlich ausführlicher und es ist deutlich schwieriger, ihre Verbesserungsvorschläge sowie die des Herausgebers einzuarbeiten – wenn man denn überhaupt dazu aufgefordert wird und der Aufsatz nicht gleich in der ersten Begutachtungsrunde abgelehnt wird. Und manchmal schafft es ein Aufsatz gar nicht in die erste Runde – er wird vom Herausgeber gleich nach Einreichung und ohne weitere Begutachtung abgelehnt. Nicht wenige Wissenschaftler kokettieren deshalb schon allein damit, dass sie von einer Top-Zeitschrift ein «Revise and Resubmit» bekommen haben, eine Aufforderung, einen Aufsatz nach Überarbeitung erneut einzureichen. Bei internationalen Top-Zeitschriften sind meist auch mehr Begutachtungsrunden notwendig, bis ein Aufsatz endgültig angenommen wird. In den Wirtschaftswissenschaften gilt es deshalb schon als «blitzschnell», wenn es von der Ersteinreichung eines Aufsatzes bis zu seiner Veröffentlichung «nur» zwei Jahre dauert. Sicherlich, auch in den Top-Zeitschriften mag die Qualität der veröffentlichten Aufsätze variieren, und manchmal fragt man sich schon, warum ausgerechnet jener Aufsatz von dieser Zeitschrift angenommen wurde (und der eigene nicht). Aber im Grossen und Ganzen ist die Qualität der Veröffentlichungen in den führenden Zeitschriften auch führend.

In jüngerer Zeit ist es immer mehr zu einer beruflichen Notwendigkeit für Wissenschaftler geworden, in diesen renommierten Zeitschriften zu veröffentlichen. Allerdings ist diese Notwendigkeit in den einzelnen Fächern unterschiedlich ausgeprägt. In Deutschland, v.a. in den Wirtschaftswissenschaften, ist in jüngster Zeit die Bedeutung von Rankings für die wissenschaftliche Karriere diskutiert worden. Bei einem Wissenschaftleranking (wie dem vom Handelsblatt) werden nicht nur die Topveröffentlichungen berücksichtigt, sondern alle Veröffentlichungen werden gewichtet, wobei A+ Veröffentlichungen

natürlich das höchste Gewicht bekommen¹. So oder so: immer häufiger hängt der Erfolg einer wissenschaftlichen Karriere davon ab, ob man in den Top-Zeitschriften vertreten ist. Dementsprechend sind Wissenschaftler dazu aufgefordert, sich dem harten internationalen Wettbewerb zu stellen. Eine akademische Karriere zu machen, indem man sich gegenseitig die Sammelbände oder Festschriften vollschreibt und ansonsten von diversen Netzwerkkontakten profitiert, wird in immer mehr Disziplinen immer weniger möglich. Und das ist gut so! Allerdings wird es auch immer bedeutsamer, wie oft man in Spitzenzeitschriften veröffentlicht. Neben durchaus harten persönlichen Konsequenzen des Systems von «up or out», wie man es ausserhalb der Universität insbesondere von den Unternehmensberatungen kennt, bringt eine Fixierung auf die Anzahl von Spitzenveröffentlichungen noch weitere problematische Folgen mit sich: und zwar für die akademische Atmosphäre innerhalb von Universitäten. Denn es interessieren sich offensichtlich immer weniger Personen dafür, was jemand tatsächlich geschrieben hat. Wenn Berufungs- oder Beförderungskommissionen nur noch auf das Renommee der Zeitschriften achten, in denen ein Kandidat veröffentlicht hat, gerät der eigentliche Inhalt der Forschungsleistungen in den Hintergrund. Und das haben diese Forschungsleistungen oftmals nicht verdient. Umgekehrt werden Leistungen eines Kandidaten, der nun weniger häufig in Spitzenjournalen veröffentlicht hat, automatisch als weniger wichtig oder interessant gewertet – und auch dies haben diese Forschungsleistungen oftmals nicht verdient. Wie gesagt, in der Mehrheit der Fälle sind die Veröffentlichungen in Spitzenjournalen schon von höherer Qualität. Das heisst aber nicht, dass in B-Journals keine interessanten und wichtigen Studien zu finden sind. Sie sind halt oftmals theoretisch nicht ganz so exakt begründet oder methodisch etwas weniger elaboriert, die Ergebnisse sind aber häufig ebenso bedeutsam oder interessant wie die in den Top-Zeitschriften. Die zweite problematische Konsequenz ist der bereits angesprochene Verlust (oder zumindest: Rückgang) der Emotionalität des Forschens. Wenn man nur noch ein Gefühl der Befriedigung erleben kann, wenn man eine Studie gut, d.h. «hoch» veröffentlicht hat, dann geht damit einfach auch eine Verarmung des akademischen Lebens einher. Spätestens wenn Doktoranden sich gar nicht mehr darüber freuen können, wenn ihnen zum ersten Mal eine besondere wissenschaftliche Leistung gelungen ist, weil sie nicht wissen, ob sie diese auch in einer bedeutenden Zeitschrift ver-

¹ Zur Debatte um das Handelsblattranking siehe: <http://handelsblattranking.wordpress.com/> sowie Kieser (2010) <http://www.faz.net/aktuell/feuilleton/forschung-und-lehre/akademische-rankings-die-tonnenideologie-der-forschung-1997844.html>

öffentlichen können, muss man konstatieren, dass etwas im Argen liegt. Der «Rausch der Wissenschaft», wie ihn Weber beschrieben hat, ist dann mit Sicherheit verloren gegangen. Im Übrigen: für die «Draussenstehenden» erscheint – zumindest nach unserer Erfahrung – diese Konzentration auf hochrangige Veröffentlichungen als noch schrulliger als das Glücksgefühl, das man durch eine hochspezialisierte Forschungsleistung empfindet.

Hier ist nicht der Ort, um ein Patentrezept anzubieten, wie man diesen kulturellen Verlust aufhalten kann. Nur eines erscheint uns sicher: es ist gut und richtig, dass Wissenschaftler dazu angehalten werden, Ehrgeiz zu entwickeln und alle Anstrengungen zu unternehmen, ihre Studien so «hoch» wie möglich zu veröffentlichen. Gleichzeitig müssen Berufungskommissionen und andere akademische Personen, die über die Qualität eines Wissenschaftlers zu urteilen haben, sich eben auch im ganz wesentlichen Masse mit dem Inhalt der Veröffentlichungen eines Kandidaten beschäftigen. Ein reines Abzählen der A+ Veröffentlichungen ist einer akademischen Einrichtung einfach nicht würdig!

Wir wollen hier noch einen weiteren «Periodeneffekt», den die Wissenschaft seit den Zeiten Max Webers erlebt hat, ansprechen: es ist dies die zunehmende Bedeutung der Spezialisierung. Interessanterweise hat Weber, der selbst wohl als einer der grössten Generalisten in den Sozialwissenschaften gelten kann, selbst schon auf die zunehmende Wichtigkeit der spezialisierten Forschungsleistung hingewiesen. Spezialisierung ist für ihn gerade eine wesentliche Voraussetzung für die eben beschriebene Emotionalität des Forschens: «Nur durch strenge Spezialisierung kann der der wissenschaftliche Arbeiter tatsächlich das Vollgefühl, einmal und vielleicht nie wieder im Leben, sich zu eigen machen: hier habe ich etwas geleistet, was **dauern** wird.» (a.a.O., 12). Für wissenschaftliche Karrieren ist es also schon seit langem die nützlichste Strategie, eine Expertise in einem spezifischen Fachgebiet aufzubauen und innerhalb dieser Gruppe zu brillieren. (Gleichzeitig ist diese Strategie auch äusserst riskant – nämlich dann, wenn es mit der wissenschaftlichen Karriere nicht klappt). Hat sich also überhaupt etwas verändert? Wir glauben: ja. Lange Zeit ziemte es sich nämlich für einen Wissenschaftler zwar spezialisiert zu forschen, aber dennoch über ein wesentlich breiteres Wissen (auch: Allgemeinwissen) zu verfügen. In den strukturierten Doktorandenstudiengängen, die inzwischen in fast allen Ländern die Regel sind, wird Nachwuchswissenschaftlern eindringlich empfohlen, sich möglichst stark auf eine bestimmte Theorie oder ein bestimmtes, sehr enges Forschungsfeld zu konzentrieren, so

dass für die Aneignung oder den Austausch von breiterem Wissen kein Raum (und oft auch keine Zeit) mehr bleibt. Nun kann man sich natürlich fragen, wo denn die Nachteile einer Spezialisierung liegen, wenn der Nutzen auf der Hand liegt.. Nun, mit dem in der Umgangssprache üblichen Begriff des «Fachidioten» wird bereits auf den kulturellen Verlust aufmerksam gemacht, der für das akademische Leben entsteht, wenn Wissenschaftler nicht mehr in der Lage sind, über den Tellerrand ihres eigenen Forschungsgebietes, geschweige denn über den ihres eigenen Fachs hinauszublicken. Fällt es also schwer bzw. ist es gar unmöglich, Nachteile der Spezialisierung hinsichtlich der Professionalität in der Wissenschaft aufzuzeigen, so erscheint diese Frage in einem anderen, kulturellen und ethischen Kontext umso dringlicher. Der Fachidiot, den wir im Folgenden lieber den «Inselbegabten» nennen möchten, ist ausserhalb seines Fachs oder seiner Insel nicht beschlagen. Man könnte sagen, ihm fehlt das «bigger picture», jener Bereich, der über Bildung und nicht nur Ausbildung zugänglich ist und den wir mit dem Begriff des Historikers Jörn Rüsen als «Orientierungswissen» verstanden wissen wollen. Dabei geht es um die Verortung des Fachwissens im gesellschaftlichen, historischen und normativen Kontext des menschlichen Miteinanders, welcher auch die Fragen der Verantwortung des eigenen wissenschaftlichen Schaffens im «bigger picture» anspricht. Dies betrifft zunächst die «normalen» Studenten in Bachelor- und Masterstudiengängen. Um die sozialen, ökonomischen und geschichtlichen Zusammenhänge zu erkennen, in die das eigene berufliche Handeln nach einem Studium eingebettet ist, braucht es eben Kenntnisse, die weit über das jeweils studierte Fach hinausgehen. Ebenso ist eine Berücksichtigung ethischer Aspekte im jeweiligen Berufsleben leichter möglich – und auch wahrscheinlicher –, wenn man genügend Wissen mitbringt, das es erlaubt, die eigene berufliche Tätigkeit kritisch zu hinterfragen. Wer z.B. über die Entwicklung und Bedeutung der Menschenrechte Bescheid weiss, wird leichter die Produktionsbedingungen in einem Dritte-Welt-Land in Frage stellen, die den Preis der eigenen Produkte schön niedrig halten, als jemand, der sich nie mit diesen Themen auseinandergesetzt hat. Natürlich kann man sich im universitären Studium nicht alles Wissen aneignen – das kann sowieso niemand. Aber man wird leichter sensibilisiert, Probleme zu erkennen und nach Lösungen zu suchen, die ausserhalb der berufsspezifischen Wissensbasis liegen, wenn man gewohnt ist, sein Denken und Handeln von ganz unterschiedlichen Wissensfeldern beeinflussen zu lassen. Wir argumentieren deshalb für eine Einbettung des Fachstudiums in den Bildungskontext des Generellen im Rahmen der professionellen Spezialisierung von Studenten. Das uni-

versitätsspezifische Programm dafür gibt es seit der Gründung der Universitäten und es trägt den Namen *Studium Generale*. Nun geht es nicht um einen Rückgang zu einem mittelalterlichen Studium der «sieben Künste» (*artes liberales*). Die heutige und adäquate, wenn auch gleichwohl in Frage gestellte Form ist die der Kontextstudien (auch Komplementärstudium). Im Grunde geht es um einen ähnlichen Gedanken, wie er der Tradition der amerikanischen Liberal Arts entspringt. Während das amerikanische Programm der Liberal Arts auf College-Ebene verortet ist, ist das *Studium Generale* eine Parallele zum Fachstudium.² In der Schweiz gibt es diese Form einzig in St. Gallen, wo jeder Studierende einen fixen Prozentsatz von 20% seiner Lehrveranstaltungen an der eigens für dieses Kontextstudium geschaffenen Fakultät besucht. Allerdings bleibt zu ergänzen, dass an unserer Universität in Lugano ein optionaler Kurs im Sinne des *Studium Generale* mit Bezug zur nachhaltigen Entwicklung angeboten wird unter dem Titel «Studium Sustainable».

Man könnte also mit Blick auf die Wissenschaft als Beruf dieses Modell der Bildungskontexteinbettung nun auch auf die Wissenschaftler und die Frage der Spezialisierung anwenden. Wäre es nicht eine Überlegung wert, wenn Wissenschaftler als Experten in ihrem Fach zugleich auch Anstrengungen unternehmen, die Inseln und Länder jenseits der eigenen Insel und die Täler und Berge jenseits des eigenen Tals zu kennen? Dies aber nicht nur, damit man auf der Feier zum 75. Geburtstags seines Doktorvaters eine launige Rede halten kann, in der man gezwungenermassen (auch) andere als fachspezifische Themen erwähnen muss – die anwesenden Ehepartner, Freunde und Verwandte wollen schliesslich auch etwas zu lachen haben. Nein, auch Wissenschaftler sollten sich der Einbettung ihrer Disziplin und ihrer Verantwortung im gesellschaftlichen Kontext bewusst sein. Um Studenten für ethische oder andere Fragen ausserhalb des studierten Fachs sensibilisieren zu können, müssen Wissenschaftler als Lehrende selbst Kenntnisse besitzen, die über die Grenzen des Fachs hinausgehen. Aber abgesehen von dieser gesellschaftlichen Verantwortung: es lockert die Lehre einfach auch auf, wenn man beispielsweise Parallelen zwischen der Kompositionstechnik einer Fuge und den Prinzipien der betrieblichen Planung herstellen kann. Und schliesslich kann auch die Expertise im eigenen

Fach von dieser verbreiterten Wissensbasis profitieren: Wissenschaftler stellen Hypothesen auf, die sie dann auf unterschiedliche Art und Weise testen. Diese Hypothesen haben in den allermeisten Fällen einen neuartigen Charakter, denn eine Forschungsleistung soll ja etwas Neues liefern. Allerdings werden Hypothesen meist durch Rekombination von bereits bestehenden Theorien gebildet. Man fügt also Wissensfelder, die bisher relativ separiert voneinander existierten, zusammen und schöpft daraus eine innovative Idee. Je breiter nun die eigenen Kenntnisse oder zumindest das eigene Interesse an der Erkundung anderer Inseln, Täler und Berge der Wissenslandschaft ist, desto grösser ist auch die Wahrscheinlichkeit, besonders innovative Theorien entwickeln zu können. Wir glauben, dass hierfür das Leben und Werk Max Webers als geradezu paradigmatisch angesehen werden können!

Ein Modell, das zumindest versucht, in der Ausbildung von Wissenschaftlern diesen intellektuellen Fluchtpunkt in einem anderen oder zumindest zweiten Horizont zu verankern, ist der sogenannte Akademiediskurs, wie er an der privaten Universität Witten/Herdecke praktiziert wird bzw. wurde, wie man leider sagen muss. Dort war es jedem Doktoranden und Habilitanden vorgeschrieben, neben der Verteidigung oder dem Vortrag zur Erlangung der *Venia Legendi* einen sogenannten «Akademiediskurs» zu bestreiten. Dieser verlangte von dem zu Absolvierenden einen Vortrag zu einem fachfremden Gebiet. Der Vortrag musste von einem Professor oder einer Professorin des dortigen Studium Fundamentale betreut werden. Schliesslich musste der Vortrag mit «bestanden» beurteilt werden. Erst wenn man auch den Akademiediskurs über- und damit bestanden hatte, bekam man den akademischen Titel. So war zumindest auf einer minimalen Ebene sichergestellt, dass die akademisch Beschlagenen und potentiell zukünftigen Wissenschaftler neben ihrem Fachgebiet ein anderes Gebiet aus diesem sogenannten Orientierungswissen vortragen und im Diskurs verteidigen konnten. Dieser Akademiediskurs kann als Ausdruck des Gedankens verstanden werden, den wir hier zur Wissenschaft als Beruf beitragen möchten: Der Wertschätzung von Bildung in der (formal) höchsten Form von Bildung an den Universitäten durch die Torwächter an diesen Schwellen, dem Professorium. Man könnte dem Vorschlag der Fachspezialisierung innerhalb eines intellektuellen Horizonts von Orientierungswissen allerdings entgegenhalten, dass dieser Aufwand, sich in Bildung ausserhalb der eigenen Fachspezialisierung zu bewegen, Zeit kostet, die man nicht innerhalb der eigenen Karriere verbringen kann. Wir könnten also Bildungs-Trittbrettfahrer (der englische Ausdruck «free-rider» trifft es wohl

² Eine Studie zu den existierenden Studium Generale/Fundamentale/Universale Programmen in Deutschland, Österreich und der Schweiz ist veröffentlicht unter Seele, Peter; Seele, Katrin (2012): Standalone, Curricular Infusion or Generic Skills in Business Ethics Education? An Overview of Extracurricular «Studium Generale» Programs in Austria, Germany, and Switzerland. In: Journal of Business Ethics Education. No 9, 145–164.

besser) feststellen, die dadurch einen Wettbewerbsvorteil erlangen können, dass sie ihre Fachkarriere zu 100% befeuern, während gleichzeitig die Kollegen im Sinne dieser Bildungstrümerei von Orientierungswissen in Geschichte, Philosophie, Literatur und Musik ergriffen sind. Aber ist das nicht genau der zweifelhafte Zugang zu Wissenschaft als Beruf, der sich in dem oben beschriebenen Fokus auf den

rein quantitativen Wissenschaftsoutput in hochrangigen Fachzeitschriften ausdrückt? Wir sind jedenfalls fest davon überzeugt, dass die Wissenschaft als Beruf im Sinne Max Webers nur davon profitieren kann, wenn es zu einer Wiederbelebung der Emotionalität des Forschens sowie einer Einbettung des Fachwissens in einen breiteren Wissenszusammenhang kommt. ■